

贏家輸家

PRESSEHEFT

LOSERS AND WINNERS

ARBEIT GEHÖRT ZUM LEBEN

EIN DOKUMENTARFILM VON
ULRIKE FRANKE UND MICHAEL LOEKEN
DEUTSCHLAND 2006 | 96 MIN
35 MM | FARBE | DOLBY SR
WWW.LOSERS-AND-WINNERS.NET

400 chinesische Arbeiter zerlegen im Ruhrgebiet die Kokerei Kaiserstuhl in Einzelteile und verschiffen sie in ihre Heimat: Abbruch West – Aufbau Fernost. Die letzten Dortmunder Koker müssen den Chinesen dabei helfen, ihren eigenen Arbeitsplatz abzubauen.



LOSERS AND WINNERS

ARBEIT GEHÖRT ZUM LEBEN

Ein Dokumentarfilm von
Ulrike Franke und Michael Loeken
Deutschland 2006 | 96 Min
35 mm | Farbe | Dolby SR

MIT

Mo Lishi	Rainer Kruska
Liao Lianchun	Werner Vogt
Wu Guangyou	Gerd Seibel
Pan Jinhua	Peter Grimm
Han Yühong	
Wang Jianfeng	
Wu Hong Hu	
Liu Guo Heng	
Wang Zhi'an	
Lei Qing	
Zheng Xi	
Li Xingwang	
und vielen anderen...	

BUCH UND REGIE:

Ulrike Franke, Michael Loeken

KAMERA:

Michael Loeken, Rüdiger Spott

TON:

Ulrike Franke, Csaba Kulcsar

SCHNITT:

Guido Krajewski

PRODUKTIONSLEITUNG:

Christian Fürst

MUSIK:

Maciej Sledziecki

MISCHUNG:

Tilo Busch, SoundVision

REDAKTION:

Sabine Rollberg, WDR/arte

PRODUKTION:

© filmproduktion loekenfranke

KOPRODUKTION:

WDR

Goethe Institut

IN ZUSAMMENARBEIT MIT:

arte

GEFÖRDERT VON:

Filmstiftung NRW

WWW.LOSERS-AND-WINNERS.NET



Hier ist „Nachrichten aus China“ mit einer Sendung zu unserem bemannten Weltraumflug. Heute um 5:20 Uhr hat die Startzeremonie begonnen, der auch Staatspräsident Hu Jintao und andere führende Genossen beiwohnten: „Ich bin davon überzeugt, dass du ruhig und gelassen, mit klarem Kopf, mutig und tatkräftig diese ehrenvolle, großartige Mission meistern wirst. Wir wünschen dir gutes Gelingen, Erfolg und erwarten hier deine triumphale Rückkehr.“



DER FILM

Eineinhalb Jahre lang begleiten die Filmemacher Ulrike Franke und Michael Loeken die Demontage einer gigantischen Industrieanlage und dokumentieren Geschichten entlang des Verschwindens: Wie die Koker im Pott Ankunft und Arbeitsweise der Chinesen erleben, was sie fühlen, wenn sie mit der modernsten Kokerei der Welt auch ihren Stolz schwinden sehen, aber auch die Belastungen und Konflikte in der 60-Stunden-Woche der chinesischen Arbeiter fernab ihrer Heimat und ihrer Familien, zwischen Zukunftseuphorie und Zweifeln.

Zwei Welten treffen aufeinander. Doch wer ist am Ende Gewinner, wer Verlierer, wenn die Arbeit samt „Wirtschaftswunder“ auswandert und eine deutsche Region das Phänomen Globalisierung auf einmal ganz konkret am eigenen Leib zu spüren bekommt, während im Reich der Mitte täglich neue Visionen entstehen und vergehen?



SYNOPSIS

Mitten im Ruhrgebiet ist der berühmte „Puls-schlag aus Stahl“ verstummt. Kaum merklich erobert die Natur sich Hallen und Industrieanlagen zurück, die Förderbänder stehen still, die Kühltürme sind leer – nach nur acht Jahren Betriebszeit wurde die 1,3 Milliarden DM teure, hypermoderne Kokerei Kaiserstuhl im Dezember 2000 stillgelegt.

Frühjahr 2003: Ein chinesischer Arbeiter im Blaumann geht über das kolossale Werksgelände und malt Schriftzeichen auf Stahlträger und an Wände. Im Dortmunder Norden entsteht ein neuer Mikrokosmos, ein eigenes Stück China – dynamisch und effektiv. Für rund 400 Chinesen wird ein Wohncontainerdorf errichtet – mit Aufenthaltsräumen, eigener Großküche inklusive Riesenwoks und Satellitenschüssel fürs Heimatfernsehen. Hungrig nach Reichtum und Status-symbolen der westlichen Industriestaaten, sind neben dem chinesischen Projektleiter MO LISHI, einer jungen ÜBERSETZERIN und ein paar KÖCHEN unzählige DEMONTAGEARBEITER nach Deutschland gekommen, um ihrem Heimatland ein weiteres „Souvenir aus Stahl“ zu bescheren. Hoch motivierte Menschen aus einem Niedrig-lohnland treffen auf finanziell abgesicherte, aber perspektivenlose Arbeiter einer Industrienation – deren einstige Quelle von Macht und Wohlstand installieren sie kurzerhand bei sich zu Hause.

Die Demontage von Kaiserstuhl vollzieht sich in Windeseile, angetrieben durch den permanenten



Druck der Konzernleitung und ein paar wenige Prämien: Alle vier Wochen küren die Chinesen die sieben Fleißigsten unter ihnen zum „Arbeiter des Monats“ – das entsprechende Foto mit roter Papierblumenschärpe ziert die Kantinenwände gemeinsam mit einer blumigen, aber immerzu linientreuen, schriftlichen Auszeichnung.

Die deutschen „Stillstandsverwalter“ sehen derweil hilflos mit an, wie ihr Arbeitsplatz in handliche Stücke zerlegt wird: Auf Kaiserstuhl, wo früher bis zu 800 Menschen tätig waren, betreuen nun die letzten dreißig Arbeiter den so genannten Stillstandsbereich – unter ihnen die Elektriker RAINER KRUSKA (53) und WERNER VOGT (52).

Bei den Deutschen, die den Abbau der Anlage logistisch unterstützen sollen, herrscht Skepsis und Distanz gegenüber den ausländischen Kollegen und ihren als leichtsinnig empfundenen Methoden. Die Verständigung ist kompliziert, Missverständnisse an der Tagesordnung. Um 10 Uhr morgens ist bereits die halbe Schicht der deutschen Belegschaft vorbei. In der Frühstückspause unterhält man sich bei Filterkaffee und Stullen über die finanziellen Einbußen im Vorruhestand und spekuliert über Lebenseinstellung, Arbeitsweise und Kochkünste der Chinesen. Die Demontage ist nicht aufzuhalten und führt den Verlust der Industriearbeit in Deutschland, ja in ganz Europa, täglich vor Augen. Für die Arbeiter aus dem Ruhrgebiet ist dies ein tiefer Stich ins Herz, haben sie doch ihr Leben lang als Koker gearbeitet.

Der Arbeitstag der Chinesen ist deutlich länger: Sechzig Stunden in der Woche arbeiten sie, leben genügsam und sparen jeden verdienten Cent für zu Hause: Einige wollen ihren Kindern eine bessere Ausbildung ermöglichen, LIU GUO HENG spart für eine heiß ersehnte, aber kostspielige Hochzeit, der Koch will Aktien seines Arbeitgebers kaufen, an dessen Erfolg er zunehmend glaubt. Doch zunächst gilt es, die Mission in der Fremde zu beenden – ganze eineinhalb Jahre ohne einen einzigen Besuch zu Hause. Chinesisches Fernsehen und seltene Telefonate mit Frau und Kind stellen für die Männer dabei die einzigen Verbindungen in die Heimat dar. „Sag noch einmal Papa zu mir“ heißt es hier, und Tausende von Kilometern entfernt wird dem fehlenden Vater ein Lied vorgesungen. Allesamt leidvolle Versuche, den Nächsten in der Ferne irgendwie nah zu sein.

Deutschland oder auch nur Dortmund kennen zu lernen, dazu fehlt den Chinesen die Zeit und das Geld, denn schon die Busfahrkarte in die Stadt scheint bei einem – gemessen an chinesischem



Standard – üppigen Monatslohn von umgerechnet 400 Euro unerschwinglich. Allein der Projektleiter Mo Lishi ist imstande, ab und an in die Stadt zu fahren – vorzugsweise zur Mercedes-Filiale, wo er Stahl in der für ihn schönsten Form bestaunt. „Dieser Wagen ist ‚very good‘“, meint er zufrieden und strahlt über das ganze Gesicht. „Den nehm´ ich gleich mit nach Hause.“ Sein winziges Kabuff auf Kaiserstuhl, in dem er lebt und arbeitet, hat er längst mit einem Mercedes-Werbeplakat geschmückt, das einen alten und neuen Wagen des deutschen Automobilherstellers zeigt. Davon inspiriert, hat Mo Lishi ein paar persönliche Zeilen geschrieben: Über die einen, die gehen, und die anderen, die kommen und ein verheißungsvolles Leben erwarten. Denn Mo Lishi ist davon überzeugt: Schon bald wird er in einem neuen Wagen einer besseren Zukunft entgegenfahren – so wie ganz China. Bei seinem nächsten Besuch in Deutschland, so Mo Lishi, will er die deutschen Airbus-Fabriken in die Heimat mitnehmen.

Zu Kontakten zwischen den deutschen und chinesischen Arbeitern kommt es kaum, sie belauern sich gegenseitig: Die Arbeitsinstrumente der Deutschen sind Vorschriften und Bestimmungen zu Sicherheit und Umweltschutz, die von den Neuankömmlingen gerne ignoriert werden. Trickreich versuchen sie, diese zu umgehen, schließlich sind die „alten Ausländer“ kaum acht Stunden auf dem Gelände, und was sie nicht sehen, kann nicht gehandelt werden. Doch die verbliebenen



deutschen Arbeiter pochen auf Kaiserstuhl vehement auf ihr Hausrecht – bis zur bitteren Neige. Fachmännisch kontrolliert Kruska, dass die Chinesen nicht einfach „machen was sie wollen“: Improvisierte Stromanschlüsse werden lahmgelegt, mit Draht aneinander montierte Leitern vom Dach weggezogen und entsorgt, Schweißverordnungen noch zum x-ten Mal zitiert. Es scheint, als könnten die Deutschen nicht loslassen, als wollten sie unbewusst den Abbruch verzögern und sich partout nicht mit dem endgültigen Machtverlust und der Rollenkehr abfinden. Die Sicht auf die deutsche Genauigkeit im Umgang mit Vorschriften wandelt sich allerdings, als ein chinesischer Arbeiter bei einem Unfall fast zu Tode kommt – „Arbeitspannen“, denen nichts entgegengesetzt wird als Mao-Zitate.

Beim letzten Gang über das zur Trümmerland-schaft mutierte Kokerei-Gelände öffnet Kruska Stromkästen und Türen, drückt mechanisch längst funktionslose Schalter, blickt in ausge-weidete Kabelschächte und bemüht sich, den Schein eines Routinegangs aufrecht zu erhalten. Kruska und seine deutschen Kollegen haben sich verändert in den letzten Wochen des Abbaus: Das siegesbewusst proklamierte „Die werden schon sehen, das funktioniert nicht!“ ist gewichen. Sie sind zunehmend angespannt und traurig, denn mit dem Arbeitsplatz verlieren sie auch ein Stück Heimat. Unsicherheit macht sich breit, was die anstehenden Veränderungen konkret für das eigene Leben bedeuten: Wie beschäftigt man sich, und wie hält man die neue, permanente Nähe zu seiner Frau aus? Noch bevor das Werk ganz demontiert ist, werden Kruska und Vogt in die so genannte „Kurzarbeit 0“, dann in die „Anpassung“ und schließlich in den Vorruhestand versetzt. Alle diese Begriffe umschreiben unzu-reichend die Tatsache, dass es in dieser Gesell-schaft für sie keine Arbeit mehr gibt, sie selbst und ihr ganzes Berufsbild scheinen nicht mehr gebraucht zu werden. Wie sich jedoch im Nach-hinein herausstellt, waren die wirtschaftlichen Prognosen falsch und der Verkauf der Kokerei ein großer Fehler: Inzwischen herrscht auf dem Weltmarkt ein enormer Mehrbedarf an Koks, nicht zuletzt durch die boomende Wirtschaft in China selbst. Der Preis pro Tonne Koks stieg in den Jahren nach der Stilllegung von Kaiserstuhl von 30 auf 550 Dollar – als hätte die Globali-sierung einen bitteren Sinn für Ironie und sich ausgerechnet Dortmund-Mitte für ihre Pointe ausgesucht.



„Was die Arbeitsdisziplin angeht, kommt es allein auf die Solidarität an. Das ist wie im Krieg bei einer Truppeneinheit. Wenn alle Truppen solidarisch sind, gewinnen sie die Schlacht, sonst verlieren sie. Wichtig ist das Bewusstsein der Verantwortung füreinander. Das kann man auch als kollektives Ruhmgefühl bezeichnen. Nur so sind wir unbesiegbar, also gewöhnt euch um.“

Li Xing Wang, Chef Stahlbau



Euer Film dokumentiert den Abbau der Kokerei Kaiserstuhl in Dortmund durch einen chinesischen Großkonzern, durch den Hunderte von Arbeitsplätzen nach Fernost wandern. Wann und auf welche Weise habt Ihr von diesem Thema erfahren?

ULRIKE FRANKE: Ich bin in Dortmund geboren und aufgewachsen – sozusagen im Schatten der Hochöfen. Der Schrebergarten meiner Eltern grenzte an das Gelände der Westfalenhütte. Michael kommt aus der Nähe des Ruhrgebiets, und wir fühlen uns beide den Menschen dort und der Region sehr verbunden. Deshalb interessieren wir uns auch für die Entwicklung dieser Region. Auf den Abbau von Kaiserstuhl sind wir bei der Recherche zu einem anderen Thema gestoßen. Dass die Chinesen in Deutschland ganze Industriekomplexe abbauen und nach China bringen, ist ja an sich nichts Neues, das machen sie schon seit Mitte der achtziger Jahre. Zündapp war das erste Werk, und weitere folgten. Mit Kaiserstuhl wurde jedoch eine Industrieanlage abgebaut, die bei der Stilllegung im Jahr 2000 noch die modernste der Welt und nur acht Jahre in Betrieb gewesen war. Es drängte uns, da mal genauer hin zu schauen.

Welche konkreten Aspekte und Konflikte haben Euch schließlich dazu bewogen, diese Geschichte entlang des Verschwindens zu erzählen?

MICHAEL LOEKEN: Nachdem wir das Gelände ein paar Mal besucht und einige mögliche Protagonisten kennengelernt haben und dann erfuhren, dass 400 Chinesen kommen würden und die letzten deutschen Arbeiter der Kokerei ihnen helfen sollten, den eigenen Arbeitsplatz zu demontieren, war uns klar, dass dies eine Geschichte für einen Dokumentarfilm ist. Alles passte: Es war ein spannendes Thema, und es gab gute Protagonisten, gestandene, authentische Ruhrgebietsmenschen. Die Einheit von Raum und Zeit stimmte, der Abbau sollte zwei Jahre dauern, und alles würde sich auf dem Gelände der Kokerei abspielen – in einem Mikrokosmos, in dem zwei völlig unterschiedliche Kulturen aufeinander treffen und zusammen arbeiten sollten. Wie wird das ablaufen? Wir ahnten, es wird spannend sein, sehr skurril, sehr lustig, aber auch ernst und traurig. Die Dramaturgie, die sich da anbahnte, konnte man sich gar nicht ausdenken. Und an den persönlichen Schicksalen, an den „kleinen“ Geschichten, konnte man das „Große“, den Zustand der Welt, erkennen. Das ist für jeden Filmemacher ein Glücksfall.



War es einfach, eine Drehgenehmigung von den deutschen wie auch von den chinesischen Verantwortlichen zu bekommen und sie dafür zu gewinnen, im Film mitzuwirken?

M.L.: Von offizieller Seite sind wir schnell auf Zustimmung gestoßen und haben schon bald die Drehgenehmigung bekommen. Außerdem hat man uns einen eigenen Werksausweis gegeben, mit dem wir die Anlage besuchen konnten, wann immer wir wollten. Die Hauptarbeit beim Dokumentarfilm besteht ja darin, das Vertrauen der Protagonisten zu gewinnen. Dafür haben wir sehr viel Zeit aufgebracht. Wir haben an ihrem Arbeitsablauf teilgenommen, an ihren Gewohnheiten. Dazu gehörte auch eine deftige Frühstückspause mit mörderisch starkem Kaffee, Mettbrötchen und Zwiebeln um neun Uhr morgens. Wir haben ihre Arbeit kennen gelernt und ihre Sorgen, ihr Unverständnis darüber, dass man ihr hochmodernes Werk, ihren ganzen Stolz, aufgegeben hat und sie nun in eine ungewisse Zukunft entlässt. Wir haben aber auch ihre Ressentiments gegenüber den Chinesen kennen gelernt, und so manches Mal war es uns peinlich, wie sie über die Chinesen gesprochen haben. Als dann die Chinesen anrückten, war es noch einmal anders, weil wir uns auf der Sprachebene zuerst nicht verständigen konnten. Wie auch immer: Der Respekt vor ihrer Arbeit und das aufrichtige Interesse an ihrer Person und ihrem Leben schafften Vertrauen und Zugang. Es entstand eine persönliche Beziehung zu bestimmten Menschen, und die sind die Protagonisten in unserem Film.

**Wie lange dauerten die Dreharbeiten insgesamt? Wo gab es Schwierigkeiten, was hat Euch positiv überrascht?**

M.L.: Wir haben den gesamten Abbruch der Kokerei mit der Kamera begleitet – das heißt über einen Zeitraum von insgesamt eineinhalb Jahren, in dem wir an über hundert Tagen auf dem Gelände waren und gedreht haben. Zu Beginn des Projekts haben wir erst die genauen Abläufe und Kommunikationsstrukturen kennen lernen müssen, um überhaupt verstehen zu können, was vor Ort geschieht. Außerdem hatten wir bis zur Hälfte der Drehzeit kein Budget. Wir konnten das Thema bei keinem Sender unterbringen, vielleicht haben wir es auch nicht intensiv oder lange genug versucht. Wir wollten einfach drehen, und wir mussten es auch, denn der Abbau begann, und wir konnten nicht mehr warten. Damals haben wir immer gesagt: Die Chinesen bauen dieses gigantische Werk schneller ab, als wir in Deutschland einen Dokumentarfilm finanziert bekommen. Jetzt, da der Film fertig ist, muss man der Gerechtigkeit halber auch sagen, dass sie das Werk schneller wieder in China aufgebaut haben, als wir den Film schneiden konnten. Jedenfalls, da wir kein Budget hatten, haben wir neben der Regie auch den Ton und die Kamera übernommen. Es war ein wunderbares Erlebnis. Unmittelbarkeit, eine sehr intime Situation, Ungebundenheit. Es war wie eine Befreiung, man dreht anders, so wie man es eben immer schon wollte, ohne Rücksicht auf Formate oder Vorgaben. Eine bereichernde, gute Erfahrung.

U.F.: Irgendwann, nach relativ kurzer Zeit, gehörten wir zum Abbau einfach dazu. Wir waren ja schon auf dem Gelände, bevor die Chinesen kamen, und die haben uns gleich als Teil des Werkes kennen gelernt und akzeptiert – wenn auch am Anfang nicht ohne Scheu und Skepsis. Ich glaube, anfangs dachten sie, wir würden sie kontrollieren, aber im Verlauf des Abbaus vertrauten sie uns immer mehr und öffneten sich.

Wie ist es gelungen, den Kontakt zu den Protagonisten aufzubauen? Wie verlief die Kommunikation mit den chinesischen Arbeitern – gab es Übersetzer, die Euch beim Dreh kontinuierlich begleitet haben?

M.L.: Wir haben mit den Leuten ausgiebig über ihr Leben, ihre Familien und Sichtweisen gesprochen und uns regelmäßig ihre konkrete Arbeit erklären lassen. Sie haben gespürt, dass wir wahrhaftiges Interesse haben, und das hat die gegenseitige Vertrauensbildung möglich gemacht. Allein die Tatsache, dass wir von früh bis abends und bei jedem Wetter auf der Baustelle gewesen sind, hat ihnen den Eindruck vermittelt, dass wir es ernst meinen.

U.F.: In den ersten Wochen haben wir uns mit den Chinesen mit Händen und Füßen verständigt. Das war eine besondere Situation, auf die man sich erst einlassen musste, und von der wir gelernt haben, dass man einander auch dann versteht, wenn man die Sprache des anderen nicht beherrscht, denn Gefühle kann man sehen. Eine sehr gute Erfahrung übrigens, denn schließlich geht es beim Dokumentarfilm im Idealfall ja um Bilder und Töne, die eine universale Sprache sprechen und ohne viele Worte auskommen. Je weiter der Dreh allerdings fortgeschritten war, umso mehr waren wir auf die Hilfe der Dolmetscher angewiesen. Erst dann ließen sich detaillierte Fragen stellen über das, was wir zuvor nur geahnt oder gefühlt haben.

In „Loser and Winners“ stoßen zwei (Arbeits-)Kulturen aufeinander, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten. Wie habt Ihr die Begegnung zwischen den deutschen und den chinesischen Arbeitern hinter der Kamera wahrgenommen?

U.F.: Die Chinesen sind nach Dortmund gekommen, um Etwas zu erschaffen, sich nämlich ein Werk zu holen, das sie in technischer Hinsicht um Jahrzehnte voranbringen und ihre Zukunft sichern soll. Die Deutschen dagegen waren an einem destruktiven Prozess beteiligt – sie mussten helfen, ihren eigenen Arbeitsplatz zu demontieren. Für die einen ist der Abbau ein Schritt in die Zukunft, während die anderen etwas verlieren, von dem sie immer glaubten, es sei ihre Zukunft. Natürlich sind unter diesen Bedingungen der Freiraum und die Bereitschaft für ein gegenseitiges Kennenlernen und Aufeinanderzugehen sehr begrenzt. Zudem hatten die chinesischen Arbeiter ja eine 60-Stunden-Woche zu bewerkstelligen. Sie haben sehr, sehr viel gearbeitet – wohlgermerkt unter massivem Druck durch die Konzernleitung, aber auch mit dem klaren Ziel vor Augen und von der Vision angetrieben, eines Tages ein besseres Leben zu führen. Ein Wunschdenken, das man hierzulande wahrscheinlich nur noch vom Wirtschaftswunder der fünfziger Jahre kennt. Die deutschen Arbeiter haben andererseits das Gelände so schnell wie möglich nach Schichtende verlassen, mal abgesehen von wenigen offiziellen Anlässen. An ihrem Arbeitsplatz konnten sie auf die Frage nach der Zukunft keine Antwort finden.

M.L.: Eine tiefergehende Annäherung fand tatsächlich nicht statt. Unter den Deutschen war ohnehin eine gewisse Art von Überheblichkeit oder Überlegenheit zu spüren – unterschiedlich stark durch alle Etagen hinweg. Als Erbauer der modernsten Kokereianlage weit und breit fühlten sie sich scheinbar überlegen. Von den Chinesen



wollten sie nichts lernen. Deren Art zu arbeiten, das heißt Vieles zu improvisieren, belächelten sie oder schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. Sie konfiszierten die selbstgebauten Werkzeuge der Chinesen als Beweis für deren Unterlegenheit oder Zurückgebliebenheit. Das spiegelt auch den europäischen Stolz gegenüber der so genannten Dritten Welt wider. Die Chinesen gaben dafür den Deutschen das Gefühl, dass sie „die Größten“ seien, und haben so immer das erreicht, was sie wollten.

Die deutschen Arbeiter sprechen gegen Ende des Filmes erstaunlich offen über ihre Gefühle, die an den Verlust von Arbeit und auch von Heimat geknüpft sind. Welche Seite habt Ihr im Gespräch als offener und zugänglicher erlebt – die deutsche oder chinesische?

U.F.: Das Vertrauen in uns und unser Vorhaben hat sich erst im Laufe der Zeit entwickelt. Da gab es prinzipiell keine Unterschiede, selbst wenn es aufgrund der Sprache mit den deutschen Arbeitern einfacher war, ins Gespräch zu kommen. Ich glaube, die Protagonisten haben aber auch an uns Interesse gefunden, in dem Sinne, dass sie Etwas los werden konnten – sei es die Trauer über den Verlust, den Stolz über ihre Arbeit und ihre Errungenschaften oder die Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft. Allerdings denke ich, dass es für die Chinesen außergewöhnlich war, dass wir ihnen und ihrer Arbeit so viel Aufmerksamkeit und Respekt entgegengebracht haben. Sie haben sich geehrt und geschätzt gefühlt.

M.L.: Zu den Protagonisten Kruska und Vogt haben wir von Anfang an ein gutes Verhältnis gehabt. Sie waren so verletzt darüber, dass man sie in Zukunft nicht mehr brauchen würde, versteckten das jedoch hinter einer harten Maske und waren froh, dass sie einmal jemandem zeigen konnten, was die Chinesen so alles machen und wo sie gegen deutsche Sicherheitsbestimmungen verstoßen. Aber in Wirklichkeit führten sie uns über ihren Arbeitsplatz, um zu demonstrieren, dass sie ihre Anlage noch im Griff hatten. Es gab ein gutes, gegenseitiges Verständnis. Und ich denke, der Film war für sie auch als Rahmen geeignet, ihre Gefühle und Ängste ohne Umschweife auszudrücken.

„Losers and Winners“ füllt den omnipräsenten, aber dennoch abstrakten Begriff der Globalisierung sinnlich mit Leben. Inwiefern wurde Eure persönliche Sicht auf das Thema durch die konkrete Arbeit an Eurem Film beeinflusst?

U.F.: Uns ging es nie darum, mit unserem Film Begriffe wie „Globalisierung“ oder „Arbeitskultur“ zu bebildern oder gar zu erklären. Vielmehr

standen die Menschen im Fokus, die uns ihre Geschichten erzählt und damit ein plastisches Bild vermittelt haben, welche gravierende, gesellschaftliche Veränderungen gegenwärtig stattfinden.

M.L.: Die Arbeiter in Deutschland sind auf diese gesellschaftlichen Veränderungen nicht vorbereitet. Sie wollen nicht wahr haben, dass sich die Menschen in der so genannten Dritten Welt aufgemacht haben, sich den Reichtum zu holen, den wir in Ländern wie Deutschland schon lange und wie selbstverständlich haben.

Ihr habt die Kamera- und Tonarbeit größtenteils selbst übernommen. Die außergewöhnliche Atmosphäre des Drehorts sowie das nicht alltägliche Zusammentreffen zweier ungleicher Arbeits- und Lebensrealitäten sind sicher ein Geschenk für jeden Filmemacher, bedeuten aber auch eine große Herausforderung, wenn man mit knappen Mitteln haushalten muss. Hattet Ihr von Anfang an ein bestimmtes visuelles Konzept vor Augen, mit dem Ihr Euch dem Betrachtungsgegenstand genähert habt?

M.L.: Wir waren uns früh einig, dass wir nicht der Gigantonomie von Industrie und Technik erliegen wollen. Das wäre aufgrund des Budgets ohnehin nicht in Frage gekommen und zudem unserer Herangehensweise auch nicht angemessen gewesen. Vielmehr lag uns daran, den Menschen so nah wie möglich zu kommen und sie zu begleiten, ohne dass der technische Aufwand ein Hindernis dargestellt hätte. In diesem Fall war die Not dann eine Tugend. Technisch gut und komfortabel ausgestattet zu sein, viele Möglichkeiten zu haben mit Licht, Dolly und so weiter, all das hat zwar auch für uns eine große Faszination – die Geschichten der Menschen authentisch und wahrhaftig im Film zu erzählen, steht aber für uns an erster Stelle. Danach folgt erst die Technik.

Ihr habt mit dem Projekt bereits im Jahr 2003 begonnen und damit in thematischer Hinsicht gewissermaßen eine Vorreiterrolle eingenommen – inzwischen ist Chinas Wirtschaftsboom und dessen Folgen ein fester Bestandteil der Medienberichterstattung. Wie erlebt Ihr diese Entwicklung, und wie seht Ihr sie in Zusammenhang mit dem Kinostart von „Losers and Winners“?

U.F.: Wir wollten niemals einen Film über einen Sachverhalt machen, der explizit aktuell ist, sondern über einen Stoff, der über den Bereich der Medienberichterstattung hinausgeht. Ein Film, der nicht in erster Linie Informationen transportiert, sondern von den Emotionen der Menschen und ihren Geschichten handelt: Von ihrem Glück, von ihren Ängsten, vom Verlust der Arbeit und damit ihrer Identität, von Zukunftsvisionen, Wünschen und Hoffnungen. Natürlich wollten wir auch zeigen, wie diese Emotionen zum Ausdruck kommen, nämlich in kleinen



Geschichten, die oft ungeheuerlich skurril oder lustig sind, manchmal auch sehr gemein und trickreich, manchmal faszinierend oder unendlich traurig. Auf jeden Fall Geschichten, die jeder kennt und in denen man sich wieder findet. Die Tatsache, dass es auf dem Hintergrund der Debatte um die Rohstoffversorgung stattfindet, kommt unserem Film selbstverständlich entgegen, und sie macht die Lage der Menschen noch nachvollziehbarer.

Heute hat sich die Lage auf dem Weltmarkt gewaltig verändert. Nachdem der Kokspreis wieder drastisch angestiegen ist, wird kaum jemand mehr bestreiten, dass es ein großer Fehler war, die Kokerei Kaiserstuhl an China zu verkaufen. Wie denkt Ihr, wird Euer Film aufgenommen – speziell in der Region des Ruhrgebiets? Welche Diskurse würdet ihr gerne mit Eurem Projekt befördern?

U.F.: Natürlich wünschen wir uns erst einmal, dass die Menschen, die im Film teilgenommen haben und unmittelbar betroffen sind, sich wieder finden, und dass wir den Protagonisten und der Situation gerecht geworden sind. Der Film hat über diese konkrete Situation im Ruhrgebiet hinaus auch Allgemeingültigkeit. Viele Menschen kennen das Problem des Verlusts von Arbeit oder haben zumindest erfahren, wie wichtig Arbeit für die eigene Identität ist. Fast für jeden hat „verlieren“ und „gewinnen“ eine Bedeutung im Leben. Und jeder kennt auch die menschlichen Schwächen, Tricks und kleinen Gemeinheiten, mit denen sich unsere Protagonisten durchs Leben beißen. Wenn der Zuschauer sich da wieder findet, wenn er mitfühlen kann und obendrein noch darüber schmunzeln oder lachen kann, wären wir sehr glücklich.

Euer Film trägt den Titel „Losers and Winners“. Wen seht Ihr in Eurer Dokumentation als Gewinner an, wen als Verlierer?

M.L.: Das muss der Zuschauer selbst entscheiden. Wir haben den Eindruck gewonnen, dass zumindest auf der Ebene der Arbeiter die Verlierer auf beiden Seiten sind, im Gegensatz zu ihren Arbeitgebern in den höheren Konzernetagen. Einerseits die Chinesen, die unter brutalen Bedingungen und beinahe blind der Vision von einer besseren Zukunft nachjagen, so dass Grund zur Sorge besteht, ob sie den Aufschwung am Ende heil überstehen werden. Andererseits die Deutschen, denen nicht nur der Arbeitsplatz, sondern auch ihre Perspektive und Heimat genommen wird. Wie sie mit den psychischen Problemen – dem massiven Identitätsverlust – zurechtkommen, wird sich erst noch zeigen.

Interview: Frank Domhan



Ein Film, der nicht in erster Linie Informationen transportiert, sondern von den Emotionen der Menschen und ihren Geschichten handelt. Von ihrem Glück, von ihren Ängsten, vom Verlust der Arbeit und damit ihrer Identität, von Zukunftsvisionen, Wünschen und Hoffnungen.



ABBRUCH WEST

Nur wenige rostige Schilder erinnern heute noch an das einstige Zentrum der deutschen Kohle- und Stahlindustrie – mit der Dortmunder Kokerei Kaiserstuhl ist eines der letzten Relikte des Montanzeitalters an der Ruhr verschwunden. Dabei hatte die Deutsche Steinkohle (DSK), Tochter des RAG-Konzerns, große Pläne, als sie nach fünfjähriger Bauzeit das Werk 1992 in Betrieb nahm. **Die 650 Millionen Euro teure Anlage, weltweit die modernste ihrer Art, sollte das benachbarte Stahlwerk der damaligen Hoesch AG für viele Jahre mit Koks versorgen – gemäß eines langfristigen Vertrags, der vorsah, dass deutsche Stahlwerke deutschen Koks kauften.** Als der Vertrag jedoch 1999 auslief und Hoesch vom Krupp-Konzern geschluckt wurde, steuerte die hiesige Stahlindustrie um: Fortan bezog man Koks aus China und Polen – fünfzehn Euro pro Tonne billiger. Das Ende von Kaiserstuhl nahm seinen Anfang und wurde endgültig besiegelt, als Thyssen und Krupp Ende der Neunziger Jahre fusionierten und beschlossen, die gemeinsame Produktion in Duisburg zu konzentrieren. Der Standort Dortmund hatte damit ausgedient – nach nur acht Jahren Betriebszeit wurden die Öfen von Kaiserstuhl stillgelegt und die etwa 450 Arbeiter in andere Werke der DSK oder in die Arbeitslosigkeit geschickt.

DER DEAL

Brasilien, Indien, Südafrika – interessiert waren viele Länder an der Dortmunder Anlage, mehr als den Verschrottungspreis wollte allerdings keiner bieten. Nur Luan Wei, Chef des in Bochum ansässigen Handelshauses Famous Industrial, war bereit, in die Kokerei samt Demontage und Transport zu investieren – insgesamt 60 Millionen Euro, wie trotz Stillschweigensvereinbarung unter den Verhandlungspartnern bekannt wurde. Experten vermuten, dass der reine Kaufpreis dabei etwa die Hälfte betragen haben dürfte.

Der enorme Stahlbedarf im boomenden China und seine guten Verbindungen in die Heimat, so Luans Kalkül, sollten es ihm leicht machen, die Kokerei an ein chinesisches Unternehmen weiterzuverkaufen. Durchaus ein riskantes Geschäft, obgleich er schon einige Werke aus Europa ins „Reich der Mitte“ geholt hatte – darunter 48 in Deutschland als ineffizient geltende Industrieanlagen wie etwa die Kohleaufberei-

tungswerke in Bergkamen und Hückelhoven. Luans Strategie ging auf. Nur zwei Monate nach Vertragsunterzeichnung mit der DSK fand er im Januar 2003 einen potenten Interessenten: **Der staatliche Konzern Yangkuang wollte die Anlage in der Stadt Jining in der nordöstlichen Provinz Shandong betreiben und schickte kurzerhand die ersten Ingenieure nach Dortmund, um eine der größten Industriesiedlungen der Geschichte und zugleich die weltweit erste Verlagerung einer Kokerei zu planen.**

Die Nachfrage der Chinesen an ausländischen Werken nimmt derweil zu und lässt Luans lukrative Geschäfte gedeihen. So geht für Famous Industrial die Suche nach ausgedienten Kokereien und anderen Werken weiter. Das so genannte „Goldene Demontagezeitalter“ hat erst begonnen.

DIE FOLGEN IM RUHRGEBIET

Drei Jahre nach der Stilllegung von Kaiserstuhl wurde der Weltmarkt durch eine Entwicklung beeinflusst, die für deutsche Stahlmanager völlig überraschend kam: **Der wachsende Wirtschaftsboom in China verlangt nach Stahl und daher auch nach Koks. Infolgedessen explodierte der Kokspreis von 30 Dollar die Tonne auf bis zu 550 Dollar. Stahl wurde sogar so teuer, dass mittelständische Metallverarbeiter hierzulande ernsthaft in Bedrängnis gerieten.** Die deutsche Industrie wünschte sich nunmehr Kaiserstuhl zurück, da die drei im Ruhrgebiet verbliebenen Kokereien – das Bottroper Werk Prosper, die Kokerei Schwelgern sowie die Hüttenwerke Krupp Mannesmann – längst an ihren Kapazitätsgrenzen arbeiteten. Eine selbst produzierte Notlage, aus der man sich mit neuen Baumaßnahmen zu retten versucht, will man künftig weniger auf Importkohle angewiesen und den unberechenbaren Schwankungen des Weltmarktes ausgesetzt sein. Im Jahr 2005 wurde deshalb für die Hüttenwerke Krupp Mannesmann ein Genehmigungsantrag um Erweiterung gestellt und entschieden, auch die Zentralkokerei Saar GmbH, Dillingen, zu sanieren. Darüber hinaus wurden zwischenzeitlich Pläne der RAG bekannt, bei Hamm eine weitere Kokskohlenzeche zu bauen. So kommt der Koks in das Ruhrgebiet zurück – und eine Region, die den Strukturwandel schon hinter sich glaubte, begegnet wieder ihrer Vergangenheit, die dennoch nicht mit früher vergleichbar sein wird: Denn für die meisten – vor allem für die ehemaligen Koker von Kaiserstuhl – kommt die Entwicklung um Jahre zu spät.



AUFBAU FERNOST

Inzwischen musste auch die deutsche Stahlindustrie erkennen, dass der Weltmarkt für Koks von Peking dominiert wird. Die Zahlen sprechen für sich: Mit rund 200 Millionen Tonnen produzierte China im Jahr 2004 ca. 45 Prozent des Weltbedarfs – Tendenz steigend. Von den landesweit etwa 700 Kokereien erzeugten jedoch nur 31 Werke jährlich mehr als eine Million Koks. Eine Tatsache, die eine große Modernisierungs- und Erweiterungskampagne zur Folge hat, zu der auch Aufkauf und Demontage moderner Anlagen in Deutschland und anderen Ländern gehören. Als besonderes Schmuckstück unter den Einkäufen aus Europa gilt nach wie vor die Kokerei Kaiserstuhl, die – in Shandong, einer strategisch günstigen Region zwischen den Megametropolen Peking und Shanghai – in einem aufwendigen Puzzlespiel errichtet und bereits wieder in Betrieb genommen worden ist. **Mit dem Kauf der Anlage sicherte sich der neue Betreiber Yangkuang zudem alle Zeichnungen und Pläne, die es ihm ermöglichen, die neue Technik überall im Land einzusetzen.** Mittlerweile baut der Branchenriese an mehreren Standorten Kokereien nach dem Modell Kaiserstuhl, die je eine Jahreskapazität von zwei Millionen Tonnen Koks zulassen und damit maßgeblich dazu beitragen, den wachsenden Koksbedarf in China und dem Rest der Welt zu decken.

DER DRACHE BOOMT

„Wenn der Drache erwacht“ – so philosophierte einst Napoleon über China – „erzittert die Welt.“ Dieser Fall ist so gut wie eingetreten. In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat die Kommunistische Partei per Hauruck-Verfahren und einem verschärften Kapitalismus das Land mit einer völlig neuen Infrastruktur versehen und damit die Grundlagen für einen gigantischen Wirtschaftsboom gelegt. In der Zwischenzeit hat das „Reich der Mitte“ die Rangfolge der bedeutendsten Länder in der Wirtschaftswelt sichtbar verändert: Vor Erzrivale Japan ist es bereits die drittgrößte Exportnation, und Experten rechnen damit, dass das Land in wenigen Jahren auch Deutschland als Exportweltmeister ablösen wird. Denn schon heute werden in China 109 Millionen Fabrikarbeiter gezählt – mehr als doppelt so viele wie die insgesamt 53 Millionen Fabrikarbeiter aller G7-Staaten. Der Vorsprung dürfte sich in den kommenden Jahren sogar noch vergrößern, nicht zuletzt, weil ein beachtlicher Anteil der globalen Industriekonzerne und selbst Mittelständler im Niedriglohnparadies China

produzieren lassen. **Es ist daher nur eine Frage der Zeit, bis wann auch die Bereiche Forschung und Entwicklung nach Fernost wandern, schließlich verlassen jährlich rund 550.000 neu ausgebildete Ingenieure und Naturwissenschaftler die chinesischen Universitäten – mehr als dreimal soviel wie vor zehn Jahren.**

Auch wenn mit den Chancen täglich die Risiken wachsen – vom Arbeiter bis hin zur Parteispitze wird bereits von einem „chinesischen Jahrhundert“ geträumt – und das mit guten Argumenten: China entwickelt sich schneller als jeder anderer Staat, und da in den ländlichen Gebieten des Riesenreiches Hunderte Millionen Arbeiter auf ihre Chancen warten, scheint kein Ende in Sicht. 10,2 Prozent im vergangenen Jahr, 9,5 Prozent in diesem Jahr, 8,8 Prozent in 2007 – in diesem Ausmaß wächst China nach den Angaben der Asian Development Bank. Angesichts dieser Entwicklung fragen sich hierzulande immer mehr Menschen: Wo bleibt da der Westen? Die Angst, von Fernost überholt zu werden und den Anschluss zu verpassen, hat Deutschland und Europa längst erreicht, konkrete Antworten lassen hingegen auf sich warten. Während Luis de Leon, Managing-Director der Deutschen Bergbautechnik, fordert, die Deutschen müssten chinesischer werden, schaut sich die hiesige Industrie vermehrt in China um: Rund 2.000 deutsche Firmen haben sich dem Asien-Pazifik-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft zufolge in China in Joint Ventures eingekauft oder sind mit eigenen Unternehmen vertreten – darunter auch ThyssenKrupp und die RAG.

DIE FOLGEN IN CHINA

Die Veränderungen in China betreffen alle Lebensbereiche und sind kaum noch zu übersehen: Taxifahrer in chinesischen Großstädten haben mehr und mehr Mühe, in den sich täglich wandelnden Stadtbildern nicht die Orientierung zu verlieren. Ein Transformationswandel ohnegleichen vollzieht sich, der von jenen Chinesen, die sich den Umschwung leisten können, dankbar angenommen wird – koste es, was es wolle. Denn während die Preise steigen und die Mehrheit der ca. 1,3 Milliarden Chinesen immer ärmer wird, scheint die Kauflust des wachsenden Mittelstands exorbitant um sich zu greifen.

Endlich will man sich ein Leben leisten, das anderswo auf dem Globus längst alltäglich ist: Reisen, aufwendige Hochzeitsfeiern, Markenartikeln aus dem Westen und eine gute Schulausbildung für das Kind – all das kostet und ist unentbehrlich, will man zur gewinnenden Boomgesellschaft dazugehören.



Mit den ökonomischen Errungenschaften ist auch der Optimismus in China angekommen. Mehr als 75 Prozent der Chinesen sind gegenwärtig davon überzeugt, dass sich ihre persönliche Situation verbessern wird. Das ist das Ergebnis einer weltweiten Umfrage in 17 ausgewählten Ländern, bei der keine Industrienation auf mehr als 48 Prozent (USA) kam. China als Weltmeister der Zuversicht – so die Bilanz des Pew Research Center in Washington D.C. Verdrängt scheint die Vergangenheit, in der sich Chinesen im Ausland aus Scham oft als Japaner ausgaben. Umso mehr ist man heute mit Stolz erfüllt, zum aufstrebenden chinesischen Volk zu gehören.

Vergessen ist ebenso der Kapitalismus als „kolonialistisches Ausbeutungssystem“.

Stattdessen gewinnen immer mehr Chinesen der Marktwirtschaft etwas ab, verspricht sie doch Wohlstand, wie man ihn aus Deutschland, dem Mutterland von Mercedes, kennt und ihn die Chinesen schätzen – wenngleich sie sich über die Lebens- und Arbeitsgewohnheiten der Deutschen wundern:

Weshalb ein deutscher Ingenieur nur 1.650 Stunden im Jahr arbeitet, ist ihnen schleierhaft, schließlich liegt in China die gesetzliche Arbeitszeit bei 2.500 Stunden. Oder weshalb sich die Deutschen so sehr für Umweltschutz interessieren und ihre Zeit vergeuden, indem sie beispielsweise im Garten Unkraut jäten oder selbst für die Familie kochen, kann man auf chinesischer Seite nur schwerlich verstehen. Dafür gibt es Experten, die die Arbeit schneller und besser verrichten und einem helfen, die Zeit effektiv und gewinnbringend zu nutzen. Denn: Zeit wird im „Reich der Mitte“ zunehmend knapp. Die Tradition etwa, sich spontan mit Freunden zu treffen und über das Leben zu philosophieren, wird unter Chinesen nur noch selten kultiviert. Solche Pausen zählen in Peking oder Shanghai inzwischen gar zum Luxus.

Derartige Gedankenspiele und Vergleiche mit dem Ausland sind freilich nur einer Minderheit in China vorbehalten. Die auf dem Land lebende Mehrheit, die noch immer über 60 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, erlebt hingegen bittere Zeiten. Bauern und Arbeiter, denen aus Büchern von Konfuzius und Mao gelehrt worden war, dass alle Chinesen gleich sind, drohen unter der gegenwärtigen Entwicklung völlig in Vergessenheit zu geraten. Sie wollen nicht verstehen, warum manche Leute plötzlich mehr Geld verdienen, während sich ihre Lage kaum verändert oder sogar drastisch verschlechtert. So wächst die Kluft zwischen Arm und Reich, die die Wut auf die neuen Wohlhabenden und die Regierung kontinuierlich schürt.

Die Angst vor sozialen Unruhen nimmt zu, von denen die Aufsehen erregenden Aufstände in der südchinesischen Provinz Guangdong im Dezember 2005 erste Vorboten waren. Damals wurde um Land gekämpft, das die Bauern von Guangdong an die staatlichen Behörden und deren Immobilienmakler verloren haben, während zugleich überall in China wichtiges Ackerland den verheerenden Auswirkungen der Umweltverschmutzung zum Opfer fällt. Verseuchte Flüsse, Erosion und Verwüstung machen mittlerweile die Lebensgrundlage Landwirtschaft vielerorts unmöglich.

Auch das Leben in der Stadt ist davon betroffen. Dichter Smog liegt schon heute über jeder mittelgroßen Stadt und gefährdet die Gesundheit der Menschen. Der Blick in die Zukunft lässt noch Schlimmeres ahnen: Im Jahr 2010, so die Prognosen der chinesischen Akademie für Umweltplanung, wird in Chinas Metropolen die Luftverpestung die Hauptursache für einen früheren Tod von Hunderttausenden sein.

Laut Weltbank kosten die Umweltschäden China gegenwärtig fünf Prozent seines Bruttoinlandsproduktes. Eine Rechnung, die den Nationalen Volkskongress im März 2006 endgültig zu dem Beschluss zwang, wirtschaftliches Wachstum nicht mehr um jeden Preis zu erzielen. So wurde festgelegt, den Energieverbrauch innerhalb von vier Jahren um 20 Prozent zu verringern, während der Wasserverbrauch um 30 Prozent und der Schadstoffausstoß um 10 Prozent fallen soll. Diese Vorgaben scheinen jedoch kaum erfüllbar angesichts der geringen Mittel, die der staatlichen Umweltbehörde SEPA zugesprochen wurden. Ein Vergleich verdeutlicht dies: Während Baden-Württembergs Ministerium für Umwelt und Verkehr über ein jährliches Budget von zwei Milliarden Euro verfügt, arbeitet man bei SEPA mit einem Haushaltsplan von lediglich 30 Millionen Euro.

Ein Großteil der insgesamt 68 Millionen Euro Entwicklungshilfe aus Deutschland für China (Stand 2005) wandert dabei zusätzlich in Umweltschutzprogramme. Die Frage ist aber, wie lange noch? Spätestens seit Angela Merckels erstem China-Besuch ist in Deutschland die Debatte entbrannt, wie man dem „Riesen aus Fernost“ fortan begegnen will: China als unterstützungswürdiges Entwicklungsland oder als zu fürchtendes Hochtechnologieland? Darüber ist man hierzulande unterschiedlichster Meinung – mehr denn je.



LOEKENFRANKE

Die -- **filmproduktion loekenfranke** fühlt sich dem klassischen Dokumentarfilm verpflichtet, fernab jeglicher Formatierung. Im Vordergrund steht der Inhalt, die Geschichte. Sie muss interessant, spannend und emotional bewegend sein. Alles hängt von guten Protagonisten ab und der Beziehung, die wir zu ihnen aufbauen. Die filmische Form folgt dem Inhalt. Die Realität ist unser unerschöpflicher Fundus, wahrgenommen mit unserem subjektiven Blick.

FESTIVALTEILNAHMEN (Auswahl)

Internationale Filmfestspiele Berlin, Internationales Dokumentarfilmfestival München, Internationales Dokumentarfilmfestival Leipzig, Duisburg, The New Festival New York, Umea, Cork Film Festival, Max-Ophüls Festival Saarbrücken, Filmfestival Mainz, Lünen, Poel, Internationale Filmwoche Würzburg, Diagonale Graz, Febio Festival Prag.

PREISE / NOMINIERUNGEN

2003

Deutscher Filmpreis (Nominierung)
Soldatenglück und Gottes Segen
Bester Dokumentarfilm

2002

Publikumspreis Filmfestival in Mainz
Herr Schmidt und Herr Friedrich

2001

Grimme-Preis (Nominierung)
Herr Schmidt und Herr Friedrich

2000

Grimme-Preis (Nominierung)
Ein Sommer und eine Liebe, Folge 1-4
(Regie: Dieter Bongartz)

1999

Grimme-Preis (Nominierung)
Und vor mir die Sterne

FILME (Regie: Ulrike Franke, Michael Loeken)

SCHIFFERKINDER (in Vorbereitung)
Kinodokumentarfilm | 35 mm

LOSERS AND WINNERS
96 Min | Kinodokumentarfilm | 35 mm | 2006
WDR/ARTE und Goethe Institut

WENN DER TOD UNS SCHEIDET
Leben nach dem Abschied
90 Min | Dokumentarfilm | 2005
NDR

DIE LIEBE BLEIBT
Wenn der Ehepartner stirbt
43 Min | Dokumentation | 2005
NDR

SOLDATENGLÜCK UND GOTTES SEGEN
Über das Leben im Einsatz
90 Min | Kinodokumentarfilm | 35 mm | 2003
WDR/Arte | Verleih: Real Fiction
Prädikat: besonders wertvoll

DIE REISE ZU DEN WALEN
... und andere Kinderträume
75 Min | Dokumentarfilm | 2002
NDR

HERR SCHMIDT UND HERR FRIEDRICH
73 Min | Kinodokumentarfilm | 35 mm | 2001
NDR | Verleih: GMfilms
Prädikat: besonders wertvoll

UND VOR MIR DIE STERNE
Das Leben der Schlagersängerin
Renate Kern
90 Min | Kinodokumentarfilm | 35 mm | 1998
NDR/Arte | Verleih: Salzgeber

PRODUKTIONEN

ENTFÜHRT
Menschenraub im Kalten Krieg
53 Min | Dokumentarfilm | 2004
WDR/Arte | Regie: Erika Fehse

EIN SOMMER UND EINE LIEBE
5 x 30 Min | Dokusoap | 1999/2000
WDR | Regie: Dieter Bongartz



REGIE

Ulrike Franke, 1970 in Dortmund geboren. Studierte Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Romanistik und Kunstgeschichte in Köln. 1992 Ausbildungsförderung der Filmstiftung NRW im Bereich Regie. Kontinuierliche Mitarbeit an diversen Fernseh- und Kinofilmen. Seit 1996 als Autorin, Regisseurin und Produzentin tätig. Lehrauftrag im Bereich Dokumentarfilm an der isf – Internationale Filmschule Köln, Mitglied in der AG DOK und von 2001 bis 2005 im Vorstand des Filmbüros NW.

Michael Loeken, 1954 in Neviges geboren. Studierte Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft in Köln. 1981 Buch und Regie bei dem Dokumentarfilm „Ich hatte schon begonnen, die Freiheit zu vergessen“. Von 1982 bis 1996 als Tonmeister bei zahlreichen Dokumentar- und Spielfilm für TV- und Kinoproduktionen tätig. Seit 1996 Autor, Regisseur und Produzent. Mitglied in der AG DOK und im Vergabegremium der Filmförderung des Filmbüros NW (2002) sowie im Vergabegremium Produktion II der Filmstiftung NW (2003).

KAMERA

Einen großen Teil der Aufnahmen übernahm Filmemacher Michael Loeken selbst, ab dem letzten Drittel des Projekts stieß Rüdiger Spott unterstützend als Kameramann hinzu.

Rüdiger Spott wurde an der Betriebsakademie des DDR-Fernsehens zum Kameramann ausgebildet und arbeitete als Filmvorführer und Theaterfotograph. Seit 1984 ist er als TV-Consultant der Friedrich Ebert Stiftung für Fernsehprojekte in Afrika, Barbados und im Libanon tätig, seit 1988 als freiberuflicher Kameramann mit dem Schwerpunkt Dokumentarfilm. Neben zahlreichen Fernsehfeatures für öffentlich-rechtliche wie private Sender in Deutschland entstanden auch Beiträge für die BBC und PB TV, USA.

SCHNITT

Guido Krajewski ist Geschäftsführer des Postproduktionshauses Cut Company in Köln. Als Editor zeichnet er seit Anfang der 90er-Jahre für den Schnitt an zahlreichen Kino- und Fernsehproduktionen verantwortlich – darunter die Dokumentarfilme THE FINAL KICK (1994. R: Andi Rogenhagen), THE BIG PINK (1994. R: Kolin Schult), NICO ICON (1995. R: Susanne Ofteringer) und EAST SIDE STORY (1997. R: Dana Ranga und Anrew Horn) sowie verschiedene Schimanski-Tatorte und Wilsberg-Episoden.

MUSIK

Maciej Sledziecki, in Danzig geboren, studierte Musik am Prins Claus Conservatoire in den Niederlanden. Seit 1997 lebt und arbeitet er in Köln, wobei neben Filmmusiken zu Fernseh- und Kinoproduktionen (u.a. ALLEIN von Thomas Durchschlag) improvisierte Musik und freie Komposition zu seinen Schwerpunkten zählen. Für eine Mitwirkung bei LOSERS AND WINNERS konnte Sledziecki gewonnen werden, nachdem er das bereits geschnittene Material gesehen hatte und sicher war, „dass der Film eine Kraft und Aktualität hat, die von Musik gut unterstützt werden konnte“. Es wurde vereinbart, teilweise original chinesische Musik zu verwenden, mit dem Score aber kein Plagiat chinesischer Musik zu erzeugen. Vielmehr lehnt Sledziecki seine Musik für LOSERS AND WINNERS zwar an asiatische Harmonien und Melodik an, betont jedoch auch auf der musikalischen Ebene, dass den Rahmen immer der europäische Blick auf eine fremde Kultur bildet.



PRODUKTION

-- filmproduktion loekenfranke gbr
Alvenslebenstraße 10
D-50668 Köln
Germany
Tel: +49.(0)2 21.94 33 91 01
Fax: +49.(0)2 21.94 33 91 06
info@loekenfranke.de
www.loekenfranke.de

VERLEIH

GMfilms
Michael Höfner
Varziner Straße 3
12159 Berlin
Tel: +49.(0)30.8 51 98 61
Fax: +49.(0)30.8 59 34 23
gmfilms@gmfilms.de
www.gmfilms.de